



Die Frau Gräfin.

Roman von **Bruno Wagener.**

(11. Fortsetzung)

(Handdruck verboten.)

Hermine jagte ihrem Gatten kein Wort von der heimlichen Ausfahrt.

Seitdem war Herr von Nahden häufiger gekommen, und er traf sie immer stets an, wenn ihr Mann im Atelier beschäftigt war. Jedesmal hatte er eine kleine Aufmerksamkeit für sie — ein paar Blumen, einen interessanten französischen Roman, und einmal ein kleines Mäuschen. Und als sie es aufmachte, lag darin ein feiner goldener Reif, mit prachtvollen Brillanten besetzt. Sie wollte ihn ihm gleich zurückgeben. Aber Herr von Nahden hat so eindringlich, sie möge ihn doch behalten, und streichelte ihr die Hände und zwang ihr den Ring auf.

„Aber ich kann ihn ja nicht tragen,“ sagte sie und verzog den Mund. „Mein Mann darf ihn doch nicht sehen.“

Er lachte.

„Sie brauchen ihn nur zu tragen, es wäre Simili und Sie hätten sich ihn selbst gekauft. Davon verstehen die Männer alle nichts.“

Sie tat es wirklich. Aber Gemming sah sie nur erlauthant an. „Wie kann man für so etwas Geld ausgeben? Tu den Ring ab. Eine Gräfin Broddorff trägt keine Similibrillanten.“

Sie weigerte sich energisch. „Sie sind so gut nachgemacht, daß niemand es merkt. Ich werde den Ring tragen, bis Du mir echte Brillanten schenfst.“ Und dabei blieb es.

Am Tage darauf wurde ihr eine sehr unangenehme Ueberraschung zuteil. Gegen Mittag wurde ihr ein Herr gemeldet, der die Frau Gräfin persönlich zu sprechen wünschte. Es war ein ganz fremder, eleganter Herr, der sich ihr als Vertreter eines der großen Geschäfte auswies, in denen sie mit Frau Kulicke Einkäufe gemacht hatte. Der Herr präsentierte ihr die Rechnung, die ihr schon zweimal zugeschiedt worden war, ohne daß sie es für nötig gehalten hätte, auch nur zu antworten. Jetzt wurde die Firma dringlich. Sie sollte wenigstens die Rechnung anerkennen und vor allem wollten sie die Unterschrift des Grafen Broddorff haben. Dann wollten sie ja gern weiter kredittieren. Für die zweitausend Mark war ihnen der Herr Graf selbstverständlich gut.

Hermine war blaß geworden. So hatte ihr das Feuer noch nie auf den Nägeln gebrannt. Sie bat

um Geduld, sie könne es ihrem Manne nicht sagen, außerdem sei er verreist. Nur noch acht Tage sollte man ihr Frist geben. Dann wollte sie eine Anzahlung machen und für den Rest einen Wechsel geben.

Der Herr lächelte. „Aber wenn ich bitten darf, mit der Unterschrift des Herrn Grafen. Sonst ist der Wechsel für uns wertlos.“

Sie versprach es, und der Herr ging. Hermine blieb in großer Aufregung zurück.

Woher sollte sie das Geld nehmen? Wenn ihr Mann davon etwas erfähre, würde er sehr böse werden. Und seltsam, davor hatte sie Furcht. Sie schämte sich vor ihm. Aber das Geld mußte sie haben.

Er kam ihr wie eine lebendige Leiche vor. Ihr graute vor ihm.

Und wenn sie sich doch an ihn wendete. Er war so reich! So reich, um sich das Geld kaufen zu können, das ihm begehrenswert erschien. Nein, nein, an ihn konnte sie sich nicht wenden. Ihre ganze gesunde Jugend empörte sich in ihr bei dem Gedanken.

Zuerst schrieb sie an ihre Mutter. Sie wollte telegraphischen Bescheid haben. Am nächsten Tage kam die Depesche. „Ganz unmöglich. Schicke Dir hundert Mark. Deine betrübtte Mutter.“

Hundert Mark! Was ihr das nützte! Der Brief, den sie dann bekam, war voll von Vorwürfen für sie und vor allem für ihren Mann. Wenn man kein Geld hatte, sollte man eben nicht heiraten. Da war Hartung anders. Der hatte jetzt ein großes Geschäft und würde

„ger viel Geld verdienen. Aber vorläufig hatten sie ihm noch eine zweite Hypothek auf einen großen Neubau geben müssen. Und dafür eine Hypothek auf den „Neanderbaum“ aufgenommen. Da mußten sie sich nach der Decke strecken. Wenn aber der Neubau fertig und verkauft war, dann sollte die Hochzeit sein. Hoffentlich war Magda bis dahin wieder gesund und munter.“

Hermine legte den Brief ärgerlich beiseite. Wenn sie jetzt Hartung hier gehabt hätte, der hätte ihr sicher raten können. Und sie grübelte und grübelte. Endlich entschloß sie sich. Es blieb ihr nichts übrig, sie mußte zu Olga Kulicke gehen und diese bitten, ihr das Geld zu borgen. Die würde sich geschmeichelt fühlen, der Frau Gräfin gefällig sein zu können.

Ihr ganzes Gefühl lehnte sich gegen den Gedanken auf. Das war so schrecklich demütigend. Noch einmal dachte sie an Nahden. Nein, unter keinen Umständen! Und so machte sie sich auf den Weg.

Olga Kulicke kam gerade aus dem Zimmer ihres Mannes, als Hermine den Salon betrat.

„Du mußt mich einen Augenblick entschuldigen, ich werde gerade am Telefon verlangt.“

Damit warf sie ein Bündchen Papiere, die sie in der Hand gehalten, lässig auf den Schreibtisch und ging hinaus.

Hermine war allein. Sie sah sich in dem prachtvoll eingerichteten Salon um. Da hing der Rembrandt, den ihr Mann so bewundert hatte.



Transport von Maschinengewehren mittels Pferden.

Um die Maschinengewehre schnell an die Front zu bringen, werden sie auf die Mäden der Pferde geladen.

Sie holte die Rechnungen hervor, die sie stöckweise in ihrem Schreibtisch verschlossen hatte. Was hatte sie alles angeschafft an Hüten und Kleidern und seidernen Röden und feiner Wäsche! Und für die zwei kleinen Gesellschaften, die sie gegeben hatte sie feinstes Porzellan und Kristallfassen gekauft und ihrem Manne weisgemacht, das habe zu ihrer Aussteuer gehört.

Sie rechnete und rechnete. Es kamen weit mehr als zehntausend Mark heraus. Ratlos sah sie vor ihrem Schreibtisch. Was sollte nun werden?

Einen Augenblick schoß ihr der Gedanke an Herrn von Nahden durch den Kopf. Der würde ihr das Geld geben. Und dann?

Sie sah ihn vor sich mit seinen langen, knöchernen Händen und den dünnen, blutleeren Lippen. Der würde ihr das Geld geben. Aber was würde er von ihr fordern?



Neugierig trat sie an den Schreibtisch. Als hätte sie eine Schlange gebissen, fuhr sie zurück. Da lagen die Papiere, die Frau Kulicke achtlos hingeworfen.

Es waren lauter Geldscheine, hundert durcheinander. Hundertmarktscheine, Fünzigmarktscheine, darunter lugte ein Tausender bräunlich hervor.

Alles Blut schoß, Hermine zum Herzen. Sie stand wie erstarrt. Da war, was sie brauchte. Sie hatte nur zuzugreifen.

Ob die Freundin das Geld abgezählt hatte? Und wenn auch. Sie würde es nicht gleich noch einmal nachzählen. Und wenn später etwas fehlte, auf die Gräfin Broddorff konnte kein Verdacht fallen.

Hermine kämpfte einen stillen Kampf. Und dann plötzlich griff sie zu. Fünfhundert Mark hielt sie in ihren Fingern. Es waren so viele Scheine, daß man das Fehlbende nicht sogleich vermessen würde.

Hastig wickelte sie an ihrem Kleide. Da hinein — in den engen Spalt an der seitwärts zugeknöpften Bluse. Da würde niemand das Geld finden. Schon hatte sie es hineingehoben.

Da überfiel sie plötzlich eine namenlose Angst. Mit einem Ruck zog sie die Scheine wieder hervor und warf sie auf den Tisch.

Gleich darauf trat Olga Kulicke ein. Aber während die beiden Frauen sich von den gleichgültigen Dingen unterhielten, glaubte Hermine ihr Herz pochen zu hören. Sie fand nicht den Mut, die Freundin um das Darlehen zu bitten. Unverrichteter Sache ging sie wieder nach Hause.

In dumpfer Angst vergingen ihr die Tage. Die Frist, die ihr zur Bezahlung gesetzt war, ging zu Ende. Ihr blieb nichts übrig, als sich an Mahnden zu wenden oder ihrem Manne alles einzugestehen. Dagegen bäumte sich ihr ganzer Trotz auf.

Aber es mußte etwas geschehen.

In ihrer Not telegraphierte sie an Hartung. Er mußte ihr helfen. In spärlicher Erregung erwartete sie keine Antwort. Am nächsten Tage kam er selbst und ließ sich alles von ihr berichten. Sie verschwieg ihm nichts, nicht einmal die Verschönerung, in der sie bei Frau Kulicke gewesen. Er hörte sie bis zu Ende an.

„Und nun soll ich Dir helfen?“ fragte er, als sie fertig war.

Sie schaute seine Hände. „Du mußt Rat schaffen! Was soll ich machen, wenn die Leute sich an Henning wenden?“

„Er wird Dich nicht gleich fressen,“ jagte er spöttisch.

Sie warf wütend den Kopf zurück.

„Als ob ich mir daraus etwas mache! Aber begreifst Du denn nicht, daß ich nicht so leben kann, ohne Menschen, ohne all die hübschen Sachen — so wie eine kleine Bürgerfrau? Darum habe ich ihn doch nicht geheiratet!“

Er stellte sich ganz erstaunt. „Ich denke, Du hast ihn aus Liebe geheiratet! Oder nicht? Du warst doch ganz toll nach ihm.“

Sie ballte die Faust, daß ihr die Nägel ins Fleisch eindrangen.

„Du sollst Dich nicht über mich lustig machen! Wenn Du mir nicht helfen willst, sag es nur gleich.“

„Helfen willst . . .“ wiederholte er.

„Sag lieber: kannst. Ich habe augenblicklich keine zweihundert Mark verfügbar, füge selbst ganz fest.“

„Aber ich muß das Geld haben,“ stieß sie verzweifelt hervor. Er nickte.

„Weißt also nur der Wechsel mit der Unterschrift Deines Mannes. Ich sehe keinen anderen Weg.“

Sie drehte ihm den Rücken.

„Wenn Du nichts anderes weißt . . .“

Er war dicht an ihre Seite getreten.

„Hermine, wenn ich Dich nicht so rasend lieb hätte, täte ich's nicht . . .“

Sie fuhr herum. „Was willst Du von mir?“

„Du sollst den Wechsel haben — mit der Unterschrift Deines Mannes. Es ist nur nötig, da Du mir einige Briefe mit seiner Schrift gibst — und von seinen Briefbogen.“

„Sie sah ihn verwundert an. „Wie meinst Du das?“

Er sagte langsam: „Wenn ein Mann ein Weib wirklich lieb hat, wird er für sie zum Verbrecher. Begreifst Du das? Auf Wechselsälschung steht Zuchthausstrafe . . .“

Alles Blut war ihr aus dem Gesicht gewichen. Sie sahen einander an mit großen Augen.

„Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren,“ wiederholte er und fügte hinzu: „Notabene, wenn man sich fassen läßt.“

Da ging sie mit raschem Entschluß an den Schreibtisch ihres Mannes und holte ein Paket Briefe von seiner Hand heraus, dann nahm sie die Briefbogen mit dem gräflichen Wappen und einen Umschlag, der dazu gehörte.

Hartung sah ihr schweigend zu. Als sie ihm alles eingehändigt hatte, wies er auf ein Fläschchen, das in der Ecke des Schreibtisches stand.

„Ist das die Tinte, mit der er für gewöhnlich schreibt? Gut.“

Er kippte die Flasche sorgfältig zu und steckte sie ein.

„Und das seine Federn?“

Er nahm auch davon.

„Und nun jehc Dich und schreibe,“ jagte er. Sie verstand nicht, was er wollte. Er hatte seiner Brieftasche ein Wechselformular entnommen und legte es vor sie hin.

„So — da unten rechts in die Ecke mußt Du Deinen Namen setzen. Deinen vollen Namen! Also bitte: Hermine, Gräfin von Broddorff, geborene Ludmiller.“

Er drehte das Wechselformular um. „So, nun das gleiche noch einmal auf die Rückseite. Schön.“

Er löschte die Schrift ab und hielt ihr das Formular vor Augen. „So, daß Du weißt, was Du getan hast: hier quer über den Wechsel kommt Deines Mannes Name. Den Betrag und das Datum fülle ich aus. Dann ist der Wechsel ordnungsgemäß ausgestellt.“

Er lachte. „Nur einen kleinen Fehler wird er haben, die Unterschrift wird zwar täuschend ähnlich der Deines Mannes sein — aber ich werde sie an seiner Stelle geben. Sei ganz ruhig. Zur größeren Sicherheit schreibe ich auf den Bogen mit Eurem Wappen einige Begleitzeilen auf die Bank, die den Wechsel bestätigen, und zum Ueberflus soll die Bank morgen früh telephonisch anläuten. Wann ist Dein Mann sicher nicht zu Hause? Gut, also um elf Uhr! Du wirst antworten und die Mächtigkeit des Wechsels bestätigen. Es kann nichts Sichereres auf der Welt geben.“

Sie hatte ihn aufmerksam angehört.

„Aber wenn es nun herauskommt?“ fragte sie angstvoll. „Wenn sie Dich nun ins Zuchthaus sperren?“

Er schlug ein spöttisches Lachen auf.

„Nicht? Uns beide, mein Täubchen! Uns alle beide!“

Sie schrie leise auf. „Das wäre schrecklich, nein, gib mir das Papier wieder, ich habe solche Angst!“

„Sei kein Hahnenfuß!“ jagte er leichtsin. „Es wird weder Dir noch mir etwas geschehen. Gerade weil Du meine Mitschuldige bist. Wir lösen den Wechsel rechtzeitig ein. Und wenn nicht — meinst Du, Henning würde seine Frau ins Zuchthaus wandern lassen? Er muß Deine Unterschrift anerkennen. Er mag wollen oder nicht. Deine Unterschrift bürgt uns beiden für unsere Sicherheit.“

Nun war er gegangen, und sie sah sich mit ihren bangen Gedanken allein. Sie fand keine Ruhe. Von einem Zimmer trieb sie die Furcht ins andere. Ins Zuchthaus, hatte er gesagt. Und wenn es nun heraus kam, was sie getan? Sie stellte sich vor, daß man sie in eine enge Zelle sperrte. Sie hatte einmal gesehen, daß man den Zuchthäuslern die Haare abschneidet. Ihre schönen, dichten Haare! Am ganzen Leibe zitternd, presste sie sich in die Ecke des Sofas. Ihre Hände klapperten vor Angst.

So fand sie Henning vor, als er nach Hause kam. Er erschraf über ihr Aussehen. Als er sich über sie beugte, um sie zärtlich aufzurichten, fühlte er sich plötzlich von ihren Armen umfangen. Schluchzend klammerte sie sich an ihn. In ihrer furchtbaren Angst mußte sie einen Menschen haben, in dessen Arme sie sich flüchten konnte.

Er hob sie auf und trug sie ins Schlafzimmer und brachte sie zu Bett. Sie ließ alles mit sich geschehen. Sie schmiegte sich an den starken Mann, der so gut mit ihr war.

Auf und einmal stieg in ihr ein heißes Gefühl auf — als müsse sie ihm alles sagen und sich ihr Grauen von der Seele reden. Er sollte sie retten vor dem Zuchthaus. Er würde nicht dulden, daß man ihr die schönen Haare abschneitt.

Angstvoll rief sie seinen Namen. Er war sofort an ihrer Seite. Sie fühlte seine Wange an ihrem heißen Gesicht. Sie hörte seine lieben, zärtlichen Worte.

Da biß sie die Zähne zusammen und vergrub sich in die Kissen. Nein! Nein! Er sollte nichts erfahren. Er hätte ihr nie verzeihen können, und sie hätte sich vor ihm schämen müssen.

Stundenlang lag Henning an ihrem Bette. Der Arzt, den er hatte rufen lassen, hatte lächelnd den Kopf geschüttelt. Das hätte nichts zu bedeuten. Junge Frauen hätten wohl einmal solche Zustände . . .

Und am nächsten Morgen war Hermine wieder ganz gesund und trieb Henning fast mit Gewalt ins Atelier. Und als um elf Uhr das Bankhaus, bei dem ihre Mitsgift als Depot hinterlegt war, anläutete, bedankte sie, daß ihr Mann nicht da sei, aber mit dem Wechsel, das habe seine Mächtigkeit, und es stände der Auszahlung nichts im Wege.

Gegen Mittag brachte Hartung ihr die zweitausend Mark. Er sagte ihr kein Wort davon, daß er den Betrag des Wechsels auf fünftausend Mark ausgestellt und den Rest für sich behalten hatte. Das erfuhr sie noch immer rechtzeitig genug.

Aber als sie ihn einlud, zum Essen dazubleiben, entschuldigte er sich und schob dringende Geschäfte vor, die ihn zur sofortigen Rückreise nötigten. Es wäre ihm doch fatal gewesen, jetzt mit Henning zusammenzutreffen. Und sie ließ ihn gehen.

Seit gestern hatte sie ein seltsames Gefühl des Widerwillens gegen ihn. Er wußte um ihre Schuld, und sie fürchtete sich vor ihm.

23. Kapitel.

Der Winter ging seinen Ende zu. Die ersten lauen Märzwinde wehten durch den Tiergarten, an dessen Staudern und Bäumen die Knospen der Blätter leise zu schwellen begannen.

Die Hochflut des gesellschaftlichen Lebens war verraucht. Auch Graf und Gräfin Broddorff hatten ihre große Gesellschaft gegeben, mit der sie für die zahlreichen Verpflichtungen der Saison quittiert hatten. Es war nobel zugegangen bei ihnen.

Henning hatte sich gewundert, wie Hermine mit den verhältnismäßig bescheidenen Mitteln, die er ihr hatte zur Verfügung stellen können, alles hübsch hergerichtet hatte; daß sie heimlich Schulden über Schulden gemacht hatte, der Gedanke war ihm gar nicht gekommen. Er hatte ihrer Ausrede geglaubt, daß sie von ihrem Sparfassenbuch, das die Mutter für sie verwahrt, einen größeren Betrag abgehoben hatte, und er hatte sie gerührt beim Kopf genommen und auf die Stirn geküßt.

„Das solltest Du doch nicht, mein Schatz. Wieviel ist es denn gewesen? Zweihundert Mark? Aber Kind, das ist doch viel zu viel für einen vergünstigen Abend!“

Und er war an seinen Schreibtisch gegangen und hatte ihm zwei Scheine entnommen.

„Dein Sparfassenbuch sollst Du nicht angreifen, Hermine. Ich bitte Dich, schicke das Geld gleich wieder an Deine Mutter, damit sie es wieder auf die Sparkasse trägt. Wir werden eben in den nächsten Wochen ein wenig sparsamer leben müssen.“

So war er immer. Von Geldsachen verstand er nicht viel. Sie hatte es leicht, ihm etwas vorzureden.

Ein paar Tage darauf war Rhaden wieder zu Besuch gekommen. Er ließ sich jetzt häufiger sehen, und Hermine sah ihn gern kommen. Er wußte so viel zu erzählen und seine Huldigungen schmeichelten ihr.

Sie wußte genau, daß er sich nach ihrem Anblick sehnte. Durch alle seine Worte klang ein leises Verben. Tausenderlei kleine Aufmerksamkeiten erwies er ihr, und unwillkürlich erlag sie dem festselnden Reiz seiner Unterhaltung und wünschte ihn herbei, wenn er einmal ein paar Tage fortblieb.

Hemming arbeitete unterdessen an seinem Fescher. Herr von Rhaden hatte ihn oft in seinem Atelier aufgesucht, und der junge Bildhauer wußte das seine, künstlerisch geschulte Urteil des erfahrenen Mannes zu schätzen.

Die Huldigungen, die der alte Herr seiner Frau darbrachte, sah er mit stillen Lächeln. v. Rhaden war über die Jahre hinaus, in denen Männer den Frauen gefährlich sind. Und er war gebrechlich geworden in den letzten Monaten.

Heute hatte Rhaden Hermine allerhand Neuigkeiten zu erzählen. Der Baron Eberhard von Broctdorff war bei ihm gewesen. Es stand schlecht auf Peterswolde. Das Gut war über und über befallt, und der Mann schien das Vermögen der Frau angegriffen zu haben, das für sie sichergestellt sein sollte. Nun war er bei Herrn von Rhaden gewesen, um ihn um ein Darlehn zu bitten. Hermine hatte mit Spannung zugehört.

„Aber er hat doch den reichen Schwiegervater, den Bankier in Wien.“

Herr von Rhaden zuckte die Achseln. „Da sehen Sie, gnädige Frau, wie unbeständig das Glück ist. Der Baron von Rodenberg liegt schwer krank im Hotel hier in Berlin. Er ist hierher gereist, um in einer drohenden Krisis, die sein Bankhaus betroffen hat, zu retten, was noch zu retten war. Und als alles insonst war, ist er zusammengebrochen. Seine Tochter ist heute in Berlin eingetroffen, aber der Vater hat sie nicht mehr erkannt.“

Der ganze Haß, der Hermine gegen Gisela von Broctdorff erfüllt hatte, flammete aufs neue in ihr empor. Die Frau hatte sie tödlich beleidigt. Jetzt empfand sie eine wahre Genugthuung, als sie hörte, daß es ihr schlecht ging.

„Dann haben die Peterswoldher also nichts mehr von dem Schwiegervater zu erwarten?“

„Nicht einen Pfennig, das ganze Vermögen ist verloren gegangen.“

„Und Sie werden ihnen helfen?“

Sie sah ihn erwartungsvoll an, er las, was in ihrer Seele vorging. Sie mochte diese Verwandte nicht.

„Wenn Sie mich darum bitten, Hermine...“ sagte er mit ironischem Lächeln. Ein böser Zug grub sich neben ihren Mundwinkeln ein.

„Ich hasse diese Frau,“ sagte sie eifrig. „Und den Mann?“ fragte er höflich.

Ihre Blicke begegneten sich. Sie wußte sofort, daß Eberhard von Broctdorff über sie mit Herrn von Rhaden gesprochen hatte. Sie wurde blutrot. Da faßte Herr von Rhaden ihre Hand und drückte einen langen Kuß darauf.

Sie aber jagte heftig: „Wenn Sie ihm helfen, sind wir geschiedene Leute...“

Er sah sie interessiert an. Man entdeckte doch immer neue Seiten an solchen jungen Frauen. Dieses Mädchen hatte scharfe Krallen. Es streckte Rasse in dem Weibe, im Guten wie im Bösen.

Er hatte übrigens gar nicht daran gedacht, dem Peterswoldher Freiherrn zu helfen. Das wäre zwecklos gewesen. Zu retten war da schon nichts mehr; und er hatte dem Baron so wie so schon große Summen geliehen, die er schwerlich wiederbekommen würde.

Er sagte das Hermine. Sie schwieg einen Augenblick. Dann fragte sie: „Sie sind wohl sehr reich?“

Er sah sie belustigt an. „D ja, meine kleine Fremdbin, sehr reich.“

Sie seufzte. „Muß das schön sein!“ Dann fügte sie lebhaft hinzu: „Und wer bekommt das alles einmal, wenn... wenn...“

Sie stockte. Sein Gesicht war ipis geworden; seine Züge bekamen etwas Schlafes. Es ging ihm immer an die Nerven, wenn er an den Tod erinnert wurde.

Mergerlich sagte er: „Wenn ich tot bin?“ Nicht wahr, das meinen Sie doch?“ Aber vorläufig habe ich noch gar keine Lust, zu sterben. Meine Erben freuen sich höfentlich zu früh. Ein paar weilkäufige Nesen — was gehen die mich an? Wenn ich eine junge schöne Frau wüßte wie Sie — wer weiß, vielleicht heiratete ich noch.“

„Und dann würde die Frau alles bekommen?“ fragte Hermine gespannt.

Er nickte, und dann sagte er plötzlich: „Wenn Sie nicht verheiratet wären, Hermine, hätten Sie mich zum Manne genommen?“

Sie hätte am liebsten laut gelacht. Es war abscheulich von ihm, sie so etwas zu fragen. Doch dann wurde sie sehr ernst. Dann wäre sie ja eine reiche Frau geworden, und danach hatte sie sich doch immer gelehnt. Und brauchte nicht zu knapen an allen Eiden, und hatte keine Schulden. Nur bei dem Gedanken an den alten, verfallenen Mann graute es ihr.

„Nun, Hermine?“ fragte er. „Ja,“ antwortete sie. „Aber das hilft mir nichts, ich bin einmal verheiratet.“

Als Herr von Rhaden fort war, ging ihr der Gedanke immer im Kopfe herum. Wenn sie so einen Alten geheiratet hätte, einen schwerreichen alten Herrn, das wäre für sie das Nichtigste gewesen. Dann hätte sie machen können, was sie wollte. Und am Ende wäre er eines Tages gestorben, und sie hätte all das viele Geld gerbt.

Jetzt war sie Frau Gräfin. Aber was hatte sie davon? Wenn man kein Geld hatte, war das ganze Leben nichts wert. Und sie malte sich aus, wie sie mit einem reichen Manne in der Welt herumreisen könnte, in Luxus und Glanz, gefeiert, weil sie schön und reich war.

Am Abend brachten die Zeitungen einen ausführlichen Bericht über den Zusammenbruch des Wiener Bankhauses des Freiherrn von Rodenberg, durch den auch einige Berliner Häuser schwer getroffen waren.

Man fügte hinzu, daß den hochgeachteten Chef des Bankhauses kein Verschulden triffe. Die ungünstige Konjunktur und der Fehlschlag einiger an sich aussichtsreicher Finanzoperationen hätten den Ruin der Bank herbeigeführt. Der Baron von Rodenberg habe unter Einziehung seines ganzen Privatvermögens die Gläubiger zu befriedigen gesucht. Man bedauerte ihn allgemein, um so mehr, als er infolge all der Aufregungen vom Schlag betroffen sei. Man habe ihn ins Krankenhaus geschafft, wo er im Sterben liege.

Hemmings erster Impuls war, sofort hinzufahren, um Erkundigungen einzuziehen. Wenn er auch mit seinem Vetter nicht auf bestem Fuße stand, so erschien es ihm doch als selbstverständlich, daß er sich ihm in diesen Augenblicke zur Verfügung stelle. Das war er schon dem Andenken an den Dattel und die Tante schuldig, in deren Hause er seine Kinderjahre verlebt hatte.

Hermine setzte eine pöttische Miene auf. „Und vor allem wohl der jungen Frau, wolltest Du sagen.“

Er zuckte die Achseln. „Ich verstehe Dich nicht, Schatz, wie meinst Du das?“

„Nun, sie ist doch Deine stille Liebe,“ sagte sie höhlich. „Du wirst sie ja im Krankenhaus treffen.“

„Die Baronin von Broctdorff?“ fragte er überrascht.

Da erzählte sie ihm, was ihr Herr von Rhaden mitgeteilt hatte. Er hörte sie schweigend an. Dann sagte er: „Sei gut, Hermine, und komm' mit mir. Die arme, arme Frau wird froh sein, wenn sie in diesen schweren Stunden jemanden bei sich hat. Es wird ihr ein Trost sein, wenn Du sie aufsuchst.“

Sie lachte, und in ihren Augen war ein böser Ausdruck.

„Tröste sie nur allein, wenn Du es für passend hältst, dich ihnen anzubringen.“

„Aber Hermine,“ begütigte er sie. „Es ist allein in der fremden Stadt und in einem fremden Hotel.“

„Sie hat ja ihren Mann.“

„Der wird jetzt genug Sorgen haben. Vielleicht können wir ihm doch nützlich sein.“

„So geh' allein,“ sagte sie und verließ das Zimmer. Es war schon bald 8 Uhr, als er in das Wartezimmer des Krankenhauses geföhrt wurde. Eine Schwester in dunkler Tracht empfing ihn.

„Der Baron von Rodenberg ist heute nachmittag gestorben,“ bechied sie ihn auf seine Frage. Er ist nicht wieder zur Bestimmung gekommen und hat seine Tochter nicht mehr erkannt.“

„Frau von Broctdorff ist hier?“

„Sie weilt bei der Leiche des Vaters. Wir haben versucht, sie zu entfernen, aber sie will sich von dem Toten nicht trennen.“

„Und ihr Gatte?“

Die Schwester sah ihn bekümmert an. „Er ist den ganzen Vormittag fortgeblieben, obwohl er wußte, daß sein Schwiegervater im Sterben lag. Vorhin hat er antelephonieren lassen, es könnte spät werden, ehe er käme. Er sei durch dringende Geschäfte fern gehalten. Es ist schrecklich für die arme Frau.“

„Wollen Sie mich zu ihr führen?“

Die Schwester ging, um die Erlaubnis der Oberin einzuholen. Dann kehrte sie zurück und lud Hemming ein, ihr zu folgen. Sie öffnete die Tür zu einem Krankenzimmer und ließ ihn vorangehen.

Ein einzelnes Bett stand in dem hohen, kahlen Raum. Auf dem weißen Linnen lag ein Toter. Neben dem Bette kniete eine dunkle Gestalt, vornübergebeugt, und hatte die Stirn auf die herabhängende Hand des Entschlafenen gelegt.

Auf den Zehenspitzen trat Hemming von Broctdorff heran.

„Gisela,“ sagte er leise und legte die Hand auf die Schulter der Frau. Sie rührte sich nicht. „Gisela“, wiederholte er.

Da hob sie langsam den Kopf und sah sich um. Ein mildes Lächeln trat auf ihre Züge, als sie ihn erkannte. Nur flüchtig für einen Augenblick. Dann erstarrte ihr Antlitz wieder, und mit halblauter Stimme sagte sie wie geistesabwesend: „Nun ist mein Vater auch gestorben. Jetzt habe ich niemand mehr auf der Welt.“

Er ergriß ihre beiden Hände.

„Kaffen Sie W Gisela,“ sagte er. Willenlos ließ sie sich aufreiß. Er wußte sie stützen, denn sie tannelte. Sie zog ihn näher an das Totenlager.

„Sehen Sie, wie friedlich er schlummert,“ hörte er sie mit bebender Stimme sagen.

Er nickte, ohne ein Wort zu sagen. Wie ausgelöscht schienen die Stirne, die über den stillen Schläfer dahingegangen waren. Er lag so ruhig da mit dem ernsten Gesicht und den geschlossenen Augen, und der lange graue Bart breitete sich über das weiße Linnen.

In herzlichem Mitgeföhll drückte Hemming die Hand der jungen Frau. Da glitt ein Zittern über ihre Gestalt. Und auf einmal brach ein heißes Schluchzen aus ihrer Kehle und ein halbersticker Aufschrei: „Vater!“

Sie warf sich aufs neue neben dem Bett auf ihre Knie, und ihre Tränen neckten die kalte Totenhand. Hemming hatte sich mit der Krankenschwester still zurückgezogen.

„Es ist gut so,“ sagte die Schwester. „Sie muß sich ausweinen, dann wird ihr leichter werden.“

„Wo wird die Baronin diese Nacht bleiben?“ fragte Hemming.

Die Schwester nannte den Namen des Hotels, aber sie fügte hinzu, Frau von Broctdorff habe gebeten, man möge sie diese Nacht im Sterbezimmer ihres Vaters lassen.

„Das geht auf keinen Fall,“ sagte Hemming entschieden. „Wir können die arme Frau nicht in dieser traurigen Lage lassen. Und ins Hotel kann sie auch nicht zurückkehren. Wir wissen ja nicht, wann ihr Gatte nach Hause kommt.“

Die Schwester sah ihn fragend an.

„Ich werde sie zu meiner Frau bringen,“ entschied Hemming. „Das Fremdenzimmer steht leer, und dem Baron hinterlassen wir hier im Hotel Nachrich.“

Nach einer halben Stunde ging die Schwester in das Sterbezimmer und kam gleich darauf mit Gisela von Broctdorff zurück.

Die Freifrau sah blaß und abgepaamt aus, und die Spuren der Tränen waren noch nicht von ihren Wangen geschwunden. Aber sie war gefaßt und ruhig. Mit ernstem Gruß reichte sie dem Grafen Brockdorff die Rechte.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund, daß Sie gekommen sind,“ sagte sie. Er führte sie zu dem einfachen Ledersofa, das mit dem Tisch und einigen Stühlen die ganze Zimmereinrichtung ausmachte, und die Schwester zog sich discret zurück.

Nun saßen sie einander gegenüber, und Gisela erzählte ihm die traurige Geschichte der letzten Tage. Als sie geendet, machte er ihr seinen Vorschlag, mit ihm nach seiner Wohnung zu fahren und die Tage bis zur Beerdigung ihres Vaters sein und seiner Frau Gast zu sein.

Sie hatte ihn ruhig zugehört. Ihr Entschluß war so leicht gefaßt. Sie mußte seine Bitte ablehnen. Sie dachte jenes Tages, da sie Hermine angeleitet hatte, um seines Glückes willen, auf ihn zu verzichten. Und jetzt sollte sie als Gast das Haus dieser Frau betreten? Das war ganz unmöglich. Er wußte ja nicht, was zwischen ihr und seiner Frau vorgekommen war, und hätte er es gewußt, so würde er sie nicht eingeladen haben.

Gerade als sie antworten wollte, kam die Schwester zurück und meldete, es sei toeben aus einem Offiziers-Salun der telephonische Beiseid gekommen, der Herr Baron von Brockdorff würde erst nach Mitternacht ins Hotel kommen; die Frau Baronin möchte nicht auf ihn warten.

Gisela sagte kein Wort, aber der Blick, mit dem sie Henning anah, erzählte mehr, als Worte es gekonnt hätten. Und plötzlich sagte sie: „Sind Sie glücklich geworden in Ihrer Ehe, Henning?“

Ein angstvoll fragender Blick ruhte auf ihm. Sie bangte vor der Antwort, denn sie wußte, daß er nicht glücklich sein konnte.

Da sagte er schlicht: „Ich bin glücklich, Gisela — soweit Menschen glücklich sein können.“

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, so tief bewegte sie sein Wort. Ein reines Dankgefühl stieg in ihr auf.

Dann hatte sie dieser Frau doch unrecht getan, und sie wollte es ihr abbiten, weil sie ihn glücklich gemacht hatte. Sie stand auf.

„Ich werde meine Sachen holen; was ich noch im Hotel habe, kann wohl geschickt werden. Ich fahre mit Ihnen, Henning.“

Gräfin Hermine lag auf der Chaiselongue und las einen Roman, den ihr Herr von Nahden des Morgens gebracht hatte. Das rosa verheleierte elektrische Licht auf dem Tischchen zu ihren Häupten warf einen verschwimmenden Schein über die junge Frau, die wie hingegossen auf dem weichen Sammfell ruhte.

Sie hatte die entzückende Matinee angezogen, die sie sich vor kurzen durch das große Geschäft in der Leipziger Straße aus Paris hatte kommen lassen, als sie mit dem von Hartung besorgten Gelde den größeren Teil ihrer alten Schuld beglichen hatte. Ihr Mann wußte natürlich nichts davon, und sie ärgerte sich, daß sie das kostbare Gewand nur anziehen konnte, wenn er nicht da war.

Sie gähnte. Der Roman langweilte sie. Er spielte in Künstlerkreisen im Quartier Latin von Paris. Junge Künstler mit ungekämmtten Mähnen und freche Modelle und Tänzerinnen aus dem Montluin Mouge waren die Hauptpersonen. Man sprach von Kunst und Liebe und betrog sich gegenseitig. Das war ihr alles so gleichgültig.

Sie mußte an ihren Mann denken. Der war auch ein Künstler, und Herr von Nahden hatte ihr neulich noch gesagt, daß ein großes Talent in ihm stecke. Sie mußte sich vorstellen, wie er aussehen würde, wenn er eine Künstlerrolle und ein braunes Sammfächchen trüge. Das kam ihr komisch vor.

Ihr Mann ging modern gekleidet, trug einen gepflegten Bart und bürtete sich die Haare glatt. Und seine Modelle? Sie schüttelte sich vor Lachen, als sie an Olga Kulicke dachte, deren Porträtbüste er modelliert hatte. Sie war sehr ähnlich geworden, und Herr Kulicke hatte anständig dafür bezahlt. Aber sonst — Sie hatte noch gar keine Frauenzimmer als Modelle bei ihm gesehen. Er modellierte schlanke Knabengestalten, und der schöne junge Mann, den sie fast täglich zu ihm kommen sah, um ihm zu seinem Fechter Modell zu stehen, war in seinem bürgerlichen Berufes Fleischergehilfe und Mitglied eines Athletenklubs.

Das war alles ganz anders als in dem Pariser Roman. Es ging so pießbürgerlich zu, sie durfte das Atelier nicht einmal betreten, wenn das Fechtermodell anwesend war. Das hätte sie allenfalls noch interessiert, denn es war ein forcher junger Mann mit schwarzem Haar und leisen Anflug von Schnurrbart, und jedesmal wenn er kam und ging, sah er von der Straße zu ihr herauf, und als sie einmal gelächelt hatte, war ihr von ihm ein höflicher Gruß zuteil geworden, so daß sie sich jetzt um noch traute, hinter der Gardine nachzublicken. Gott, war das langweilig, ihr Mann machte keine Seitenhünge, und sie betrog ihn nicht. Aber sie ging neben ihm her und sehnte sich aus den Verhältnissen heraus. Alle seine Interessen waren ihr so gleichgültig.



Die Schwester unseres Kaisers bei den Verwundeten. Prinzessin Viktoria zu Schaumburg- Lippe, die Schwester unseres Kaisers, besuchte in Bonn das Lazarett „Glückauf“ und dabei wurde obige Aufnahme gemacht.

Der Roman war ihr aus der Hand gesunken. Die Uhr zeigte halb zehn. Das beste war, sie ging zu Bett.

Da ging draußen die Vorpforttür. Sie hörte leise Stimmen. Dann war ihr, als gehe jemand hinein. Sie richtete sich halb auf. Und jetzt trat ihr Mann ins Zimmer. „Guten Abend, Hermine,“ sagte er.

Sie fragte gleich: „Nanu, was ist denn los? Wer ist da nebenan im Zimmer?“

„Ich habe einen lieben Gast mitgebracht,“ entgegnete er, indem er sie zur Begrüßung auf die Stirn küßte.

„Doch nicht den Baron Eberhard?“ fragte sie rasch, und ihr fiel ein, der wollte gewiß Geld-borgen, wie heute früh bei Herrn von Nahden.

„Nein,“ sagte Henning. „Es ist die arme, unglückliche Frau, Hermine, die bei Dir eine Zuflucht sucht für diese Tage. Ihr Vater ist heute nachmittag gestorben.“

„Eine Zuflucht sucht — bei mir?“ brachte Hermine in vollster Verwunderung hervor.

„Das heißt, ich habe sie gebeten, zu uns zu kommen. Wir können die arme Frau doch nicht allein lassen. Ihr Mann ist fortgegangen und kümmert sich nicht um sie.“

„Und da soll ich mich ihrer annehmen? Das ist ja recht nett von Dir! Mag sie doch im Hotel bleiben.“

Er war heftig erschrocken. „Hermine, sprich leise! Sie hört Dich ja nebenan. Und das kann doch auch nicht Dein Ernst sein. Die Aermste ist ja ganz verlassen. Du weißt doch, was für ein Unglück über sie hereingebrochen ist. Und wir sind doch ihre Verwandten...“

„So? Ihre Verwandten!“ wiederholte Hermine. „Wer hat sich denn von der ganzen Verwandtschaft um uns gekümmert? Demen war ich lange nicht gut genug. Im großen Bogen sind sie um uns herumgegangen — Deine lieben Verwandten. Und jetzt auf einmal sind sie da — wenn es ihnen schlecht geht...“

„Hermine,“ bat er, „sei doch gut und laß sie nicht so lange warten. Mir zuliebe, Hermine. Denke doch, wie glücklich wir miteinander sind, und wie unglücklich Gisela ist — so ganz allein und verlassen — und jetzt auch noch arm, ganz arm. Sie haben ihr ganzes Vermögen verloren und werden es schrecklich schwer haben, sich auf Peterswohde zu halten.“

Hermine atmete auf. Daran hatte sie nicht gedacht. Jetzt war also der Augenblick gekommen, wo sie andere fühlen lassen konnte, wer sie war, und wer jene.

„Meinetwegen mag sie hierbleiben,“ sagte sie und erhob sich, um in den Salon zu gehen.

Gisela von Brockdorff hatte sich nicht geküßt. Sie war, als Henning das elektrische Licht angezündet hatte und dann zu seiner Frau gegangen war, an der Tür stehen geblieben.

Einen Augenblick war ihr der Gedanke gekommen, unszufahren und das Haus zu verlassen. Aber wohin in der großen Stadt? Sie wußte nicht einmal, in welcher Gegend ihr Hotel lag, und sie war so müde und abgepaamt.

Gestern abend war das Telegramm gekommen, das sie nach Berlin gerufen hatte. Sie war mit ihrem Manne die Nacht durchgefahren und fünf vor sechs Uhr morgens angekommen, und den ganzen Tag hatte sie keinen Moment der Ruhe gehabt, nur die trostlosen Stunden am Stabbelager des Vaters. Sie war zum Umfallen müde. Nein, sie mußte hier bleiben.

Nun hörte sie nebenan leises Gespräch. Unwillkürlich mühte sie sich, zu verstehen, was dort geredet wurde. Aber sie hörte nur undeutliche Worte. Ihr schoß auf einmal durch den Sinn, was Henning vorher gesagt hatte. „Ich bin glücklich, soweit Menschen glücklich sein können.“ Ob er ihr da die Wahrheit gesagt hatte?

Da ging die Tür auf, und Hermine kam auf sie zu. Gisela blieb wie angewurzelt stehen. Mit einem kalten Lächeln auf dem schönen Gesicht reichte ihr Hermine die Hand. Mechanisch legte Gisela die ihre hinein.

Wie schön die Frau war, das war der erste Gedanke, der sie durchstach — wie schön und wie kalt!

Und ihre Blicke irten zu Henning hinüber, der hinter seiner Frau ins Zimmer getreten war. Hatte er nicht gesagt, daß er glücklich sei mit dieser Frau? Nein, das war eine Lüge. Das wußte sie auf den ersten Blick.

„Es ist nett, daß Sie sich unserer erinnern, Gisela,“ sagte Hermine. „Es ist Ihnen schlecht gegangen, wie ich höre. Ihr Vater — ach, ja, das tut mir sehr leid. Und das ganze Vermögen ist bei dem Bankrott verloren gegangen? Da werden Sie sich sehr einkürten müssen. Hoffentlich finden Sie bald einen Käufer für Peterswohde. Wie gesagt, Sie tun mir sehr leid, Gisela. Aber meinetwegen können Sie gern bei uns bleiben, so lange Sie wollen. Das kommt bei uns nicht so darauf an. Nicht wahr, Henning?“

Henning hatte gesehen, wie das blasse Gesicht der armen Frau einen innerer gespannteren Ausdruck angenommen hatte, und jetzt sprang er gerade noch in richtigen Augenblicke hinzu, um sie in seinen Armen aufzufangen, als sie plötzlich wankte und umfiel.

Er ließ sie in einen Sessel sinken. Ihre Lippen waren blässer. Sie rang nach Atem.

„Bringen Sie mich ins Hotel,“ fließt sie qualvoll hervor. Dem neigte sie den Kopf zur Seite; ihre Sinne waren geschwunden.

Hemming trug sie auf den Armen ins Fremdenzimmer hinüber und legte sie aufs Bett. Dann rief er die Köchin.

„Helfen Sie die gnädige Frau zu Bett bringen,“ sagte er.

„Geh‘ nur,“ fließt Hermine unwillig heraus und schob ihn bei Seite. „Das kommt davon, wenn man sich ungebetene Gäste ins Haus läßt.“

Am nächsten Morgen kam Baron Oberhard, um nach seiner Frau zu fragen.

Gisela schlief noch wie eine tote. Er war ärgerlich, daß sie nicht im Hotel geblieben war, und es kam zu einer kleinen Auseinandersetzung zwischen ihm und Hemming, der ihm Vorhaltungen darüber machte, daß er seine Frau in solcher Lage allein gelassen.

Man sah es dem Baron an, daß er die Nacht durchgeschwämmt hatte. Er hatte eine graue Gesichtsfarbe und eine heisere Stimme. Er gestand es Hemming ein, daß er sich beim Feu festgelegt hatte, in der Hoffnung, seine verzweifelte Lage durch einen großen Coup aufzuheben.

Zum Schluß bat er den Vetter, ihm ein paar hundert Mark zu borgen. Er hatte nichts mehr bei sich. Einen Augenblick zögerte Hemming. Er wußte, daß er das Geld nicht wiederbekommen würde. Dann ging er und holte das Gewünschte.

„Ihm tat die Frau leid. Sie sollte nicht in Verlegenheiten kommen. Und er hatte das Geld gerade im Hause. Es war der Rest des Honorars für Frau Kullisches Porträtbliste.“

Unterdessen hatte Hermine den Frühstückstisch gedeckt. Sie hatte dem Baron natürlich erwartet, und nun setzte sie ihren Ehrgeiz darin, ihm und vor allem seiner Frau zu zeigen, wie fein es bei ihnen herging.

Sie suchte selbst das schöne Damastgedeck heraus, auf das sie besonders stolz war und was nur irgend an Tafelsilber und Kristall auf dem Frühstückstisch Platz fand, mußte heute paradierein. Dazu hatte sie, ohne Hemming zu fragen, Sekt auf Eis legen und aus einem Delikatessengeschäft Austern und andere Leckerbissen der Saison holen lassen. In der Mitte des Tisches prangten herrliche blaßblaue Dreidecken und verdeckelten einen süßlichen Duft.

Hemming erschrak, als er mit dem Baron das Frühstück betrat. Das paßte alles so gar nicht zu dem ersten Charakter des Besuches. Es sah so aufdringlich aus, daß er sich im stillen schämte. Aber Baron Oberhard war sehr angenehm überrascht und sagte der Hausfrau Komplimente.

„Ich habe einen schauerhaften Kakenjammer, meine gnädigste Frau Rufine,“ gestand er. „Und da sind Austern und Sekt das beste Heilmittel. Prost, schönste Frau!“ Und er goß den Champagner hinunter.

Als Gisela von Brodtdorf aufwachte, schien die Morgensonne durch einen Spalt in den dunkelblauen Fenstervorhängen ins Zimmer. Gisela richtete sich halb auf.

Wo war sie doch? Es lag wie Blei auf ihren Gliedern, so daß sie sich müde in die weichen Damastkissen zurückstürzen ließ und die Augen schloß. Sie zermarterte sich den Kopf mit dem Gedanken, wo sie sich befände.

Dann sah sie sich um. Ein schreckliches Grümen befiel sie. Sie drehte den Kopf zur Seite. Da mußte das Bett mit dem weißen Linnen stehen und mit einem Toten darauf. „Vater!“ jähre sie auf.

Aber nein, jetzt sah sie genau, das war nicht das kahle Sterbegemüher, in dem sie gestern am Bette des Vaters gekniet. Ein freundlich eingerichteter Raum mit hellen Möbeln und dem hohen Spiegelschrank, der den Sonnenstrahl zurückwarf, daß er sich über die Wand mit der zierlich gemusterten Mosketapete breitete.

Und auf einmal fiel Gisela ein, wie sie mit Henning das Krankenhaus verlassen hatte. Sie

dachte nach. Und nun sah sie Hermine vor sich, wie sie im hellen elektrischen Licht vor ihr gestanden hatte mit dem kalten, falschen Lächeln und den bösen, falschen Worten. Aber da hörte ihre Grümerung auf.

Wie war sie in dieses Zimmer gekommen. Sie wollte rasch aufstehen. Doch sie mußte einen Augenblick auf dem Rand des Bettes sitzen bleiben, um sich zu sammeln. Ihr war zumeist wie nach schwerer Krankheit.

(Zersetzung folgt.)

Mit Feldkanonen auf Bergeshöhen.

Aus dem Karpathen-Feldzug.

Der „Deutschen Warte“ entnehmen wir eine Reihe von interessanten Feldpositionalen des bekannten Schriftstellers Carl Hagemann, der jetzt als Artilleriehauptmann im Osten steht. Wir bringen dieselben hiermit zum Abdruck.

Wir hatten die Russen in zweitägigem Gefecht aus ihren Karpathen-Stellungen hinausgeworfen. Hauptächlich durch überlegenes Feuer unserer schweren Artillerie. Doch waren sie, wie immer, in eine rückwärtige, längst peinlich vorbereitete Aufnahme-Stellung gegangen, die insofern besonders günstig für sie war, als wir in Ermangelung eines Seitentials nicht genügend Batterien einsetzen konnten und damit unserer artilleristischen Überlegenheit verlustig gingen. Zwei Drittel des Regiments lag deshalb in Reserve, und zwar Wochen lang, da grimmige Kälte und ununterbrochenes Schneegefälle die weitere Durchführung der so glücklich eingeleiteten Offensivtät ungemein erschweren.

Natürlich waren die höheren Kommando-Stellen immer wieder die Frage auf, ob es nicht doch möglich sei, mit letzten Kräften und unter Zuhilfenahme geeigneter technischer Apparate, vor allem aber ohne jede Ueberbrückung, Feldgeschütze auf die eine oder andere Höhe zu bringen. Zwar taufeten die Artillerie aller zur Gründung ausgesandten Divisionen dahin, daß eine unzerlegbare deutsche Feldartillerie auf so steile und hohe Berge, wie sie hier im Betracht kämen, nicht hinauf zu schaffen wäre. Namentlich bei der Länge der aufsteigenden, zurückliegenden Strecken. Und ebenso urteilten die Infanteristen, denen doch am meisten daran gelegen sein mußte, uns zu ihrer Unterstützung oben zu haben.

Als aber eines Tages wieder einmal die Lage unserer Infanterie als besonders kritisch gemeldet wurde, erließ die Division kurzerhand den Befehl, daß das Reserve-Feldartillerie-Regiment . . . mit einem Geschütz, noch besser mit einem Zuge, also zwei Geschützen, eine Stellung am jenseitigen Gang der Höhe . . . einzunehmen und den B.-Abchnitt zu beschießen habe.

Die Ausführung traf meine Batterie.

Eines Abends spät kam ein reitender Bote und brachte mir den ebenso ehrenvollen wie heißen Befehl. Noch in der Nacht wurden alle Vorbereitungen getroffen: die Pferde ungruppiert, die Mannschaften eingeteilt und die nötigen technischen Maßnahmen überlegt.

Früh um fünf Uhr stand die Batterie marschbereit.

Der junge Tag begann mit Unglücksfällen. Ehe wir überhaupt den Fuß der Berge erreicht hatten, rutschte ein Munitionswagen auf der miserablen Kaßstraße die Böschung herunter. Ein anderer fiel gar bald danach in den von vorübergehendem Tauwetter stark angeschwollenen Sturzbach. Wenn nicht der Wachmeister und einige beherzte Kanoniere ins Eiswasser gesprungen wären, um die Strangtane durchzuzwickeln, hätten die Pferde ertrinken müssen. Auf diese Weise gelang es aber, den Wagen wieder flott zu machen und die inzwischen weiter gefahrene Batterie eben noch an dem Punkte zu erreichen, von dem aus der Aufstieg beginnen sollte.

Der Wachmeister rüft jetzt in sachlich muster-gültiger Weise, ohne Hast und Aufregung, dafür

aber mit energischer Unerbittlichkeit seine Anordnungen. Zehn der besten von besonders tüchtigen Leute geführten Pferde werden mittels Langtraue so an die blanke Lalette gespannt, daß die Rohrmündung nach vorn zeigt und der Sporn bei plötzlichem Fall als Bremsse dienen kann. Gleich der erste Gang steigt im Winkel von fast fünf und vierzig Grad an. Die mit Eisnägeln beschlagenen Pferde klettern wie die Katzen hoch. Es geht besser, als alle gedacht haben. Ob das jedoch auf einer vier Kilometer langen Wegstrecke so bleiben wird, auch wenn sie zwischen durch hier und da weniger steile Partien vorfinden, ist eine offene Frage. Unsere Höhe liegt mehr als 1200, das Tal noch nicht 500 Meter über dem Meere, so daß die zu überwindende Differenz mehr als 700 Meter beträgt.

Auf etwa ein Drittel des Weges lassen denn auch die Kräfte der Pferde plötzlich nach. Sie bringen nur noch zwei bis drei Meter in einem Zuge fertig, kriechen von Schweiß und stehen mit schlagenden Flanken da.

Wir lassen deshalb ausspannen, die Tiere wieder zu Tal führen und eine neue Serie bereit machen, und zwar sechzehn an der Zahl. Dazu müssen jetzt die ganzen verfügbaren Batterie-Mannschaften und alle nicht eingeteilten Pferde mit hoch. Wir wollen alles irgendwie verfügbare Arbeitsmaterial bestimmen haben, um unserer Aufgabe jederzeit neue Kräfte zuführen zu können. Und bald geht es am Werk weiter.

Je näher wir der Bergspitze kommen, um so höher liegt der Schnee. Auch wird der von Tragetieren und Proviantkolonne einigermaßen ausgetretene Weg immer schmaler, bis er schließlich nur noch als Saumpfad hart an den Hängen entlang führt. In dieser Verfassung ist er natürlich unserer Zwecke nicht mehr brauchbar; die Spur der Lalette verlangt mehr als die dreifache Breite.

Wenn bisher nicht umsonst gearbeitet sein soll, müssen wir uns jetzt mit unsern Weg über den Höhenkamm bahnen. Doch weigern die Gespanne in dem meterhohen Schnee das Anziehen. Er reicht ihnen bis über die Steigbügel hinauf und die Kanone ist fast ganz darin versunken. Das einzelne Pferd hat sich ein Schneeloch gestampft, aus dem es nicht heraus kann. Ihm fehlt der Weg. Und ohne Weg ist es nicht vorwärts zu bringen.

Da kommt der Wachmeister auf die Idee, sämtliche Mannschaften und die losen Pferde vorne weg gehen und einen Weg bahnen lassen. Und das hilft. Sobald die Tiere eine Spur sehen, ziehen sie an. erklimmen sie noch am selben Tage etwa zwei Drittel der Höhe.

Am nächsten Morgen geht es dann mit frischen Kräften weiter und nachmittags, um 2 Uhr etwa, steht das Geschütz am befohlenen Platz.

Allerdings war der Wachmeister mehr als einmal nahe daran gewesen, die Sache aufzugeben. Zuletzt noch etwa 100 Meter vor dem Ziel, wo er melden mußte, daß die Pferde tatsächlich am Ende ihrer Kräfte wären. Ich stand mit dem Kommandeur der auf unserer Höhe in Reserve liegenden Infanterie schon oben, um die letzte Phase des Aufstiegs von dort oben mit anzusehen. Es gäbe, so meinte er, vielleicht noch ein Mittel: wenn das ganze Infanterie-Bataillon seine Hilfe leisten würde.

Das gesteht man uns natürlich bereitwilligst zu. Und so kann es noch einmal aufs Ganze und Letzte gehen. Die Fußmannschaften treten zu sechsen nebeneinander an, schließen ganz dicht auf und bewegen sich mit ganz kleinen, aber festen Schritten vorwärts. Dann klopfen die acht Fahrer noch einmal den Hals ihrer Pferde, legen ihnen die Bügel auf die Wädhnen und drücken die Gespanne auf Kommando von vorn nach hinten vor. Ein ohrenbetäubender Lärm hebt jetzt an. Hunderte von Menschen sind von demselben Willen zum Erfolg befeelt. Ganz nahe vor dem Ziel hat



uns der eiferfüchtige Geist des schönen Berges noch einmal energisch Halt geboten. Er will und muß mit einer letzten Kraftanstrengung überwunden werden. Alles schreit, brüllt und tobt durcheinander. Die Fahrer lassen ihre Reitgäule über den Köpfen freieren. Kanoniere laufen armfuchtelnd neben der Lafette her. Die Pferde röheln, dampfen und fallen gleichsam ins Gesicht hinein.

Zwei bange Minuten später ist das Geschütz auf Bergeshöhe. Nach ein und dreiviertel Tagen angegründeter Arbeit. Und bald wird das andere nachgeholt.

Weißgels steht die Sonne tief unten am hellblauen Frothimmel und wirft ihre schrägen Strahlenbündel silbern über die bleichen Firne. Und ein Schimmer von all dem Gefunkel fällt auch auf die beiden verwegenen Gesellen, die hier die Bergesamkeit stören wollen und drügend ihre Schlingen gen Osten reden. Auch auf die paar Wehrmänner, die hier jetzt die ersten Granaten ins Rohr schießen.

Erstes Feuer! Zweites Feuer!

Und hundertsach bricht sich der Schall und läuft über die Höhen, an den Gängen entlang und in die Täler, als Gruß an die Infanterie, die unter helfend begehrt hatte — ein erster Anruf des Feindes.

Und jeder, der des Weges kommt — und viele müssen hier vorbei, um zu ihren Schützengraben zu gelangen — macht kurzen Halt und spricht ein paar freundliche Worte. Der Kommandeur unseres Jägerbataillons ist einer der ersten. Wie angewurzelt bleibt er stehen, als er die Kanone gewahrt. Dann stößt er seinen Bergstock in den Schnee: „Wie seid Ihr denn hier bloß hochgekommen, Leute?“

„Das hat ook 'ne hannoverische Rejerve-Batterie e maket“, brumnte der Gefreite F. in den Kriegsart, wobei er die kurze Bismarckpfeife in den anderen Mundwinkel schob, die uns jeden Tag immer wieder seinen Wochenschmerz kündigt: daß er nämlich Gott, sonst aber nichts auf der Welt fürchtet.

Schonet die Tiere!

Von Lilli Lehmann-Kalsch,
Kgl. Preuß. und R. R. Kammerjägerin.
1. Vorf. des Berliner Tierschutzvereins.

Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, welch gewaltige und opferwillige Leistungen die Pferde im Kriege vollbracht haben, und gerade aus den Reihen unserer Feldgrauen ist mir häufig versichert worden, welchen Dank wir unseren vierfüßigen Kameraden schulden, die Not und Tod im Dienst fürs Vaterland auf sich nehmen. Unsere Heeresleitung hat denn auch in anerkennenswerter Weise dafür gesorgt, daß auch für diese Opfer des Krieges das Mögliche geschieht, und hat vor allem auch angeordnet, daß Pferde, die unheilbar verwundet oder durch Ueberanstrengung untauglich geworden sind, durch einen schnellen Tod von ihren Qualen erlöst werden.

Wiel zu wenig aber wird an jene Tiere gedacht, die für den Felddienst zu schwach sind und nun zu Hause doppelte Arbeit verrichten müssen, um das Fehlen ihrer im Felde stehenden oder gefallenen Genossen wettzumachen. Besonders schlimm ist die Lage dieser Tiere seit Verfüzung der Futterrationen geworden. Den Pferden, die an sich schon schwach sind und nur noch unzureichend ernährt werden, wird nicht nur die frühere Arbeitslast aufgebürdet, sondern oft noch mehr, weil es eben überall an Fuhrwerk mangelt, und zu alledem sind die Tiere noch Mißhandlungen und Rohheiten ausgegesetzt, die allmählich so viele Zuführten und Bitten um Abhilfe an mich veranlaßt haben, daß ich es für richtig halte, die Öffentlichkeit darauf aufmerksam zu machen. Diese Frage ist kein Ruhmesblatt in dieser sonst so ruhmvollen Zeit, und es ist nicht nur im Interesse der Menschlichkeit, sondern auch in dem unseres Volkes, darauf hinzuweisen und mit allen Mitteln auf eine Besserung dieses unserer unwürdigen Zustandes einzuwirken.

In Berlin ist jetzt durch freiwilligen Beschluß der Fuhrunternehmer wenigstens das Ausdachten

der Baugruben mit den geschwächten Tieren beseitigt — auch in normalen Zeiten ein ewiger Anlaß zu groben Tierquälereien, der hoffentlich endgültig durch maschinelle Mittel vermieden werden wird. Eine amtliche Verfügung in diesem Sinne, so wünschenswert sie ist, beseitigt aber leider auch nur einen geringen Teil der jetzt mehr denn je überhandnehmenden Pferdequälereien.

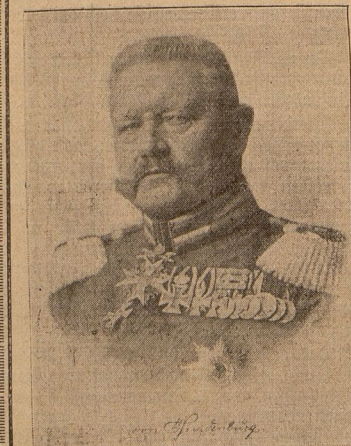
Es soll gewiß nicht verkannt werden, daß die Streckung der Futtervorräte eine notwendige Maßregel ist, die eben Zugeständnisse nach allen Seiten hin auferlegt. Aber gleiche Zugeständnisse sollten dann auch den Tieren gegenüber gemacht werden. Daß den Pferden das Futter sehr eingeschränkt werden muß, ist bedauerlich, aber notwendig; es ist jedoch durchaus unzulässig, wenn man den dadurch hervorgerufenen Mangel an Kraft durch Mißhandlungen zu heben versucht und den Tieren das Schwierige der Lage auch noch unverantwortlich traurig gestaltet. Es ist Pflicht der Behörden und der Allgemeinheit, mit dem Vorhandenen hauszuhalten, aber es ist ebenso eine Pflicht dieser beiden Faktoren, die dadurch betroffenen Geschöpfe nicht jeder Rohheit preiszugeben. Man beruhige sich nicht damit, daß sowieso schon genug darin geschieht und daß man es mit Ausnahmeerscheinungen zu tun habe. Es geschieht darin so gut wie gar nichts, wie mir zahllose Zuschriften und leider auch zahllose eigene Erfahrungen zur Genüge beweisen. Unsere Krieger haben den Wert der Tiere als Kameraden gewiß hoch einzuschätzen gelernt, und ich könnte viele rührende Züge davon berichten. Unsere Daheimgebliebenen haben aber, in diesem Punkt wenigstens, noch nicht begriffen, daß eine Zeit der Opfer für alle Geschöpfe auch eine Zeit der Rücksicht auf alle Geschöpfe sein muß, wenn nicht jedes moralische Gleichgewicht fehlen soll. Gerade jetzt, wo z. B. die landwirtschaftlichen Arbeiten wieder im Gange sind, muß man besonders darauf hinweisen.

Wiesach werden gewiß auch bei entsprechender Anleitung durch die Behörden (die natürlich auch erfolgen muß!) allerlei Abfälle des Haushalts,

Täglich 2-10 Mark zu verdienen. Näh. im Gratis-Prospekt vom Adressen-Verlag, Herold, Rempten, Bayern

In diesem Blatte haben Anzeigen eine weite Verbreitung

Gallenstein-Nierenstein, Griebel, Leber-Leidenden hilft mein Mittel sofort. 3 gr. Fl. 350 M. Keine Operation nötig. Bei Nichterfolg Betrag zurückerst. Apotheker Dr. A. Uecker, G. m. b. H. in Jessen 258 bei Gassen (Reg.-Bez. Frankfurt)



Bildgröße 28x38 cm
Kartongröße 45x60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und unseren HEERFÜHRERN in

Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton zu dem Einheitspreise von Mk. 3.- pro Blatt. (Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

- Kaiser Wilhelm II. von Preußen
- Wilhelm, Kronprinz von Preußen
- Rupprecht, Kronprinz von Bayern
- Herzog Albrecht von Württemberg
- von Beseler, General der Inf.
- von Bülow, Generaloberst
- von Einem, General der Inf.
- von der Goltz, Generalfeldmarschall
- von Hindenburg, Generalfeldmarschall
- von Heeringen, Generaloberst
- von Kluck, Generaloberst



besonders des häuerlichen, sich zur Ergänzung der Pferdefütterung heranziehen lassen. Das kann natürlich nur nach den Eigenheiten der örtlichen Verhältnisse geregelt werden, allgemeine Vorschriften lassen sich da schwer aufstellen. Vor allem aber ist es die moralische Pflicht der Behörden, der Presse, der Lehrerschaft usw., das Volk und auch besonders die Jugend zur Schonung der Tiere anzuhalten. Es liege sich da mit einigen guten Willen eine Menge erreichen, und eine wirkliche Schonung der vorhandenen Pferde wäre wirtschaftlich und moralisch von allergrößtem Wert. Gerade in dieser Zeit, wo wir auch der stummen Kreatur so viel zu danken haben, wäre es mehr als traurig, wenn nicht neben all den Erkenntnissen, die der Krieg schon gezeitigt hat, auch die Erkenntnis der Achtung des Geschöpfes erwachte — endlich erwachte, muß ich leider sagen! Denn daß darin noch viel, sehr viel bei uns anders werden muß, wird sich jeder empfindende Mensch sagen, er braucht dazu nicht einmal, wie ich, ein ganzes Leben im Tierchutz gewirkt zu haben. Es handelt sich dabei nicht um sentimentale Umwandlungen, wie wenig fein veranlagte Menschen gern behaupten, sondern um das Recht, das absolute Recht der Geschöpfe, die mit uns das irdische Leben teilen; nur diese Erkenntnis gibt einem Volke das wirkliche Naturverständnis, und nur ein solches Naturverständnis führt zur Kultur, wenn es keine Scheinkultur sein soll.

Wenn ich die Pferde in erster Linie nannte, so geschah es, weil sie die wohl am meisten Leidenden, die durch diese Zeit am meisten Bedrängten sind. Aber auch sonst gibt es übergenug Opfer in der Tierwelt, deren man sich annehmen kann und muß, will man nicht ganz im Nützlichkeitsgedanken versinken, den eine Zeit wie unsere weniger denn jemals dulden kann. Es gibt genug verlassene Hunde, Katzen und Vögel, allerlei hungerndes Gatter, dem gewiß oft mit wenig Mitteln eine bescheidene Heimstatt oder Futter geboten werden kann. Wir stehen ja Gott sei Dank viel zu gut, als daß alles ausgerotet werden müßte, was manchem überflüssig erscheinen könnte. Was wirklich überflüssig ist, mag schmerzlos und vor allem von sachverständiger Hand getötet werden — nur von solcher! — aber wir haben nicht das Recht, unzählige Geschöpfe in Qualen verkommen zu lassen, wir tragen alle die Verantwortung für das Gemeinwohl, das uns alle bindet, und es wäre kein Gemeinwohl, der sich nicht auch auf hilflose Tiere erstreckte.

Nur wenn dieser jetzt geweckte Gemeinwohl frei von allen Nützlichkeitsgedanken, tiefer in

Seeleleben Wurzel faßt, können wir darauf hoffen, daß er uns ein bleibendes Volksgut wird und daß auf ihm die wirkliche Kultur erwachsen kann, deren Aufbau allein alle die furchtbaren Opfer rechtfertigen könnte. In diesem Sinne richtet sich mein Aufruf besonders an die Lehrer und an die Frauen, denen die Erziehung der Jugend anvertraut ist.

Ich muß bei dieser Frage immer dankbar an einen Hotelwirt im Haag denken, den Besitzer des bekannten „Nieuw Doelen-Hotels“, wo ich einmal gewohnt habe. Er stellte jeden Tag eine große Schüssel mit Futter unter die Bäume seines Vorgartens, damit sich hungrige Hunde ihr Mittagessen holen konnten. Sein Garten war voller Vögel, die er im Winter versorgte. Gewiß, sowas gibt es auch hier, und ich habe auch hier neben vielen traurigen viele schöne Erfahrungen gemacht. Gerade darum glaube und hoffe ich auch, daß mein Aufruf recht viele Kräfte wachrufen möge bei allen, die nur irgendwie zur Belehrung und zur Besserung beitragen können — und das kann fast

Steckenpferd-Seife
die beste Liliemilch-Seife
für zarte weiße Haut.
überall zu haben!
Stück 50 Pfg.

jeder. Ich denke bloß daran, wie oft schon die Pfadfinderverbände Tierquälereien gesteuert haben, denen sie ja oft genug auf ihren schönen Wanderungen begegnen. Mögen sie sich mit vielen anderen auch jetzt dieser so dringenden Frage annehmen. Sie können viel Kulturarbeit leisten, die ihnen das Vaterland danken wird. Wir wollen und müssen gewiß alles tun, um wirtschaftlich durchzuhalten, aber das wird durch die ethischen Kräfte, die ich wachrufen will, nicht erleichtert, sondern gefördert. Schuldige Achtung vor dem Leben der Geschöpfe fordern und schaffen helfen, heißt auch rein wirtschaftlich die vorhandenen Kräfte schonen und verlängern.

Und dann dürfen wir nie vergessen, daß man die hier und da eingetrockneten Aehren des wirtschaftlichen Lebens nach einem hoffentlich baldigen

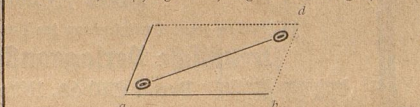
Frieden verhältnismäßig schnell wieder auffüllen kann. Moralische Verluste aber in unserem Volk und vor allem in unserer Jugend, die sich an solche traurigen Tierquälereien gewöhnt, lassen sich nicht in gleicher Weise wieder gutmachen. Das erfordert eine mühsame und langwierige Arbeit und manches, was ganz verlohrt ist, läßt sich überhaupt nicht mehr zum Leben erwecken. Es sind keine erkauften Werte, die man wieder kaufen kann, es sind Werte, die man erwerben muß oder noch erwerben muß. Darum baut sie aus und schont sie und zehrt nicht von ihnen. Denn sie sind es allein, die uns groß machen und noch größer machen können und hoffentlich werden.

Rästel-Ecke

Rästel.
I.
Zur schönen warmen Sommerzeit,
Da trage ich ein grünes Kleid,
Doch wenn erst kommt der Herbst daher,
Trag ich das grüne Kleid nicht mehr.
Ich trage dann ein Kleid von Stein,
Ein Sommerhag drängt kaum hinein.
Und kommt die liebe Weihnachtzeit,
So trag ich gar ein golden Kleid.
Das zieht mir gar das Kindchen aus
Und ist mich selbst zum Weihnachtsschmaus.

II.
Wer es macht, der sagt es nicht;
Wer es nimmt, der kennt es nicht;
Und wer es kennt, der nimmt es nicht.

Aufgabe.
Warum gelangt ein Kahn, der zugleich vom Strom und von einem von der Seite her wehenden Winde getrieben wird, in schräger Richtung über einen Fluß?



Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung der P. I in voriger Nummer.
I. Roma — Amer. II. Hauszucht, Zuchtthaus.
III. Broden.

Geschäftliches.

Die einfachste Anwendung des „Dr. R. Meiß' Rheumasan“, bekanntlich ein althenähriges Mittel gegen rheumatische Beschwerden verschiedener Art, erfolgt mittels Einreiben an den schmerzenden Körperstellen. Welch mäßig wohlthuendes Wärmegefühl schon nach der ersten Einreibung! Es gibt keine Apotheke, die nicht das Dr. Meiß' Rheumasan zu M. 2.10 und 1.30 vorrätig hält.

Karte von Frankreich

Maßstab 1:1000000

Bearbeitet von Onésime Reclus

Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korsika, sämtliche, auch die kleinsten Ortschaften und ermöglicht eine schnelle Orientierung der Kämpfe auf dem westlichen Kriegsschauplatz

Preis M. 3.— für 1 Exemplar

Zuwendung erfolgt gegen Voreinrichtung d. Betrages portofrei

Geographisches Institut Wilhelm Greve

Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Für Damen!

Gibt es wirklich ein Mittel zur Erzielung schöner Körperformen, zur Erlangung eines idealen, üppigen festen Busens, ohne die Taillie zu erweitern? Junge Mädchen, junge Frauen und auch ältere Damen verlangen sofort aufklärende Broschüre völlig kostenlos ohne jede Verpflichtung gegen 20 Pfg. für Porto in verschlossenem Doppelbrief ohne Aufdruck durch Dr. med. H. Seemann, G. m. b. H. in Sommerfeld 258 (Bezirk Frankfurt/Oder). Zahlreiche Anerkennungen von Aerzten und Damen jeden Alters, aller Kreise. Die bekannte Aertzin Frau Dr. von K. in P. wandte inlolge wiederholten Stillens die Präparate bei sich selbst an und stellte ein glänzendes Zeugnis nicht nur über die Vergrößerung, sondern auch über die Festigkeit des Busens aus. Beachten Sie genau: Wirkung absolut unschädlich, ohne Erweiterung der Taillie.

Bei Bezug von Waren

bitten wir, sich gestl. auf dieses Blatt zu berufen.

Kaufe mein Bett. Alle Arzneimittel

Sofort rot, dicht Daunentüber, große 1 1/2stübf. Ober- u. Unterbetten u. 2stüben mit 20 Pfund neuen Halbdaunen, das Gebett M. 30.—, das beste Bett mit Daunentüber M. 35.—, Bettwäsche herzförmig, Daunentüber M. 40.—, zweifachfältig toilet jedes Bett M. 5.— mehr. Nichtgel. Geld zurück. Bettfedern billig, Nat. frei. 30.000 Stück. 1050 Danfieder. Bettfabrik Th. Kranefuss, Kassel 44.

+ Anzeigen +
haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung

Sommersprossen
entfernt nur Crème Any in wenigen Tagen garantiert! Machen Sie einen letzten Versuch; es wird Sie nicht reuen! Frko. M. 2.70 (Nacolin, 2.95). Gold-Medaille London Berlin, Paris 1882 notariell beglaubigte Dan. Kesch, bestzthierfür nurd. Apotheke z. eisernen Mann, Strassburg 16 Els.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:

Kommentar zum Preussischen Wassergesetz

bearbeitet von

Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Filehne.

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragenden Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzusprechen sind.

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark

Sobald erschienen!

Sobald erschienen!

Wilhelm Greve's

Karte vom Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1:5 000 000

Bildgröße 72 x 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittel-ländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.,

Fernsprecher: Amt Moritz- platz 1671, 9862, 11084 Berlin SW 68, Ritterstraße 50 Fernsprecher: Amt Moritz- platz 1671, 9862, 11084

Preussische Weingrosshandlung

G. m. b. H.

Berlin SW., Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 152 63, 152 64 u. 152 65.

Als Spezialität empfehlen wir:

	per Ltr
Französischer Rotwein	1,—
Obermoseler	0,95
Edenkobener	0,85
Tarragona (rot) portweinähnlich	1,50

— In Korblaschen von 5 und 10 Liter Inhalt. —

Ferner besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Rot- und Bordeaux-Weine

1911er St. Laurent	0,90
Fronsac Bordeaux	1,—
1910er Château Laroche	1,20
1909er Saint Seurin	1,50
1905er Château Gazin Fronsac	2,—

Mosel-Weine

Obermoseler	0,80
1909er Remicher	1,—
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

Rhein- und Pfälzer Weine

1908er Gensinger	1,—
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	1,75

In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

KULINARISCHES GLAS

Anzeigen

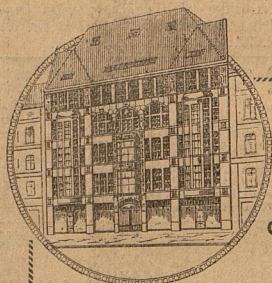
Lungenleidenden,

haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

sowie allen, die an Asthma, Bronchialkatarrh, hartnäck. Husten, Verschleimung usw. leiden, hilft mein bewährtes Mittel, a gr. Fl. 2,50 M. Apotheker Dr. A. Hecker, G. m. b. H., u. Jessen 25, bei Cassen.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 1671, 9862, 11084
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.